

In: Baselbieter Heimatbuch 23, 2001

Baselbieter Kulturleben

1. Der Kirschengraben

Der Veranstaltungskalender einer wahllos aus dem Stapel gegriffenen Wochenendausgabe einer bekannten Basler Tageszeitung nennt über 40 Veranstaltungen in Unterbaselbieter Gemeinden. Und ganze zwei (2!) in Oberbaselbieter Gemeinden – beides Ausstellungen. Dies legt die Existenz eines Kirschengrabens nah, der sich nicht – wie ab und zu behauptet – in der Nähe von Sissach befindet, sondern an den Aussengrenzen von Muttenz, Birsfelden, Arlesheim und Reinach.

Zunächst bestätigt die eigene Wahrnehmung diese Einschätzung. Wenn ich die Konzerte des jährlich willkommenen kleinen Festivals *Neue Musik Rümlingen* besuche, treffe ich die alten Kameradinnen und Kameraden aus den Basler IGNM-Konzerten (*Internationale Gesellschaft für Neue Musik*). Es ist ein bisschen so, wie wenn der Nationalrat seine Session ins Tessin verlegt – die gleichen Leute, die gleichen Gespräche, die gleiche Musik – nur das Gras ist grüner. Baselbieter Kultur ist das nicht; es ist ins Oberbaselbiet verlegte Basler Kultur.

In Gelterkinden gibt es jetzt das *Marabu*. Wenn man am Bahnhof ankommt, um dort eine Veranstaltung zu besuchen, trifft man junge Leute, stehend oder auf 'Töffli', die in Handys fragen: «Wo bisch?» Dann vereinbaren sie ein Rendez-vous: «Also, am zähni uffem Barrrfi.» «Barrrfi» mit Zungen-R. In Gelterkinden gibt es keinen «Barrrfi», ich hab mich erkundigt. Das *Marabu* gibt es. Dort treffe ich liebe Bekannte. Ich kenne sie von zuhause. Zuhause ist Basel. Gelterkinden ist Idylle. Gelterkinden ist schön. Rümlingen ist auch schön. Und auch Tenniken ist sehr schön, und Buus.

Ich lebe in der Kleinbasler Altstadt. Drei Häuser weiter liegt das *Hirschen-
eck*, das tut wie New Yorker Underground. Meine Schülerinnen und Schüler aus dem Oberbaselbiet kennen fast alle das *Hirschen-
eck*. Das *Marabu* kennen nur die aus Gelterkinden und die halten es meist für ein geschlossenes Kino.

Diesseits des Kirschengrabens, und wir wollen jetzt nicht darum streiten, wo er sich genau befände, wenn es ihn gäbe, ist Kultur urban. Jenseits des Kirschengrabens auch.

2. Landkultur

Die Dinge, sagte Karlheinz Stockhausen einmal, brauchen jemanden, dem sie zustossen können. Also stiess es mir bisher drei Mal im Leben zu, dass ich einen in einer Baselbieter Gemeinde ansässigen Chor dirigieren durfte. Einmal durfte ich sogar eine ganz grosse Kiste komponieren für alle Binninger Dorfvereine. So kommt man herum: Bezirkssängertreffen, dann das «Kantonale», einmal in Seltisberg. Die Männerchöre singen dann Hermann Sonnet und Max Mumenthaler, die Frauen singen Silcher und Schubert. Sie singen schön. Chorsängerinnen und -sänger sind oft kulturell interessiert, sie haben dann ein Theaterabonnement für das *Theater Basel* oder ein Abonnement für die *Allgemeine Musikgesellschaft (AMG) Basel*, ideale Ausleihgegenstände, die die gute Nachbarschaft erhalten.

Nicht, dass sie ungern nach Basel kämen, aber wenn «Theater» ist, können sie oft nicht. «Mustermesse» liegt terminlich günstiger, «Herbstmesse» auch, «Musical-Theater» auch. Da macht der typische Landbewohner sich fein für die Stadt: Holzkohlestaub (man hat ja einen Gartengrill) abgeklopft, Gummistiefel (man hat ja einen Kompost) durch *Bally*-Schuhe aus Korea ersetzt und mit dem Auto rein ins Vergnügen, auf Parkplatzsuche seinen Teil zu dem Umstand beiträgend, der einen seinerzeit dazu bewegen hatte, aufs Land zu ziehen, wo man nicht im Verkehrslärm erstickt. Der Hausarzt hat mir geraten, nicht immer so polemisch zu sein, es sei nicht gut für die Leber. Also werde ich jetzt sachlich: Ich wurde im Kleinbasel

geboren, wuchs seit meinem zweiten Lebensjahr in Oberwil auf – damals war das noch ein Bauerndorf – und kehrte in den 70er Jahren ins Kleinbasel zurück. Als Kind gab es die Möglichkeit, Blockflöte spielen zu lernen. Ich habe sie in Anspruch genommen. Auch das Klavierspiel durfte ich lernen – in der Stadt. Es gab zwar einen Klavierlehrer, Herrn Knell, der mit einem alten *Peugeot* seine Unterrichtstour durch Oberwil machte – wie der *Migros*-Wagen oder Herr Schedler von der *Büchergilde Gutenberg*, aber Herr Knell war kein Oberwiler.

Heute gibt es gut organisierte Jugendmusikschulen, deren engagierte Leiterinnen und Leiter ihre oft als Teilzeit deklarierten 200-Prozent-Stellen mit sonnigem Gemüt und gratis gelie-

Wenn Baselbieter in die Stadt fahren und Baselstädter aufs Land – Stau auf der Rheinstrasse in Liestal.



ferten Ideen ausfüllen. Musik ist eben etwas Schönes und für diejenigen, die an den Geldhähnen sitzen, gibt es einen Unterschied zwischen Schönheit und Notwendigkeit. Für mich gibt es diesen Unterschied nicht. Wie sollte etwas mir je notwendig werden können, das nicht gleichzeitig schön wäre – und wie sollte es etwas Schönes geben können, das nicht notwendigerweise zu meinem Leben gehörte? Ich würde den Leiterinnen und Leitern der Jugendmusikschulen Spitzengehälter bezahlen, ihnen Assistenzen zur Verfügung stellen, sie in Milch und Honig baden. Wissen eigentlich die Eltern, die ihre Kinder in den Musikunterricht in einer Jugendmusikschule gehen lassen, was sie gemäss SMPV-Tarif (*Schweizerischer Musikpädagogischer Verband*) für eine private Unterrichtsstunde hinblättern müssten? Was in Tat und Wahrheit geschieht, ist, dass «Landschaft» zu einer Ausrede ausgewanderter Städterinnen und Städter geworden ist für



finanzielle Enthaltsamkeit in kulturellen Angelegenheiten.

Landkultur gibt es entweder, weil es sie schon immer gab, dann sieht sie auch so aus und klingt auch so – es soll sie auch weiterhin geben, sie bringt und hält Menschen zusammen und macht die Herzen durchlässig für Schönes und Vertrautes. Aber es gibt keinen Grund, sich mit ihr analytisch zu beschäftigen, und auch keinen Grund, sie – ausser in Einzelfällen wie Jubiläen oder besonderen Projekten – finanziell zu unterstützen. Und dann gibt es die andere Landkultur, die es nicht schon immer gab und die dann auch entsprechend anders aussieht und anders klingt; es gibt sie, weil ein paar wenige Unverdrossene Ideen haben und Energie und Liebe. Dies sind die modernen Sisyphosse, die in schlecht oder unbezahlter Arbeit Jugendmusikschulen leiten, entsprechende Feste und Konzerte organisieren; Unverbesserliche, die Veranstaltungsräume erschleichen, mit List und Verhandlungsgeschick Fr. 2.50 Subvention von der Gemeinde ergattern, hie und da etwas vom Kanton, hie und da etwas von der *Kantonalbank* oder der *National-Versicherung*. Es sind Idealisten, die eine Vorstellung davon haben, was moderne Kulturpflege auf dem Land sein könnte, Menschen, die oft verstanden haben, dass Kunst selten kommentiert, viel häufiger vorausschaut.

Kunst ist immer avantgardistisch, weil sie Themen reflektiert, die für weniger künstlerische Naturen noch gar keine Themen sind, sondern vermeintliche Tatsachen. Kreative Menschen leben nicht neben der Welt oder – wie oft

behauptet wird – «in ihrer eigenen Welt», sie leben vor der Welt. Natürlich nehmen sie wahr, «was der Fall ist» (für eine bestimmte philosophische Richtung ist dies ja schon die Welt), aber es bleibt nicht dabei. Gegebene Umstände werden nicht als gegeben akzeptiert, vermeintliche Unumstösslichkeiten werden – je nach Naturell – erst recht umgestossen oder immerhin dem Zweifel, der Vermischung ausgesetzt. Für Künstlerinnen und Künstler gibt es die Dialektik zwischen Kunst und Alltag nicht. Deshalb gehen die modernen Jugendmusikschulen von einem realistischen künstlerischen Konzept aus: Sie tragen die musikalische und musikpädagogische Wirklichkeit, die zunächst wohl immer eine urbane ist, in die Dörfer. Sie haben die Urbanisierung der Landschaft verstanden. Sie tragen die Nachteile der Landschaft: Karge Infrastruktur, magere Akzeptanz, Misstrauen (und damit Geiz) gegenüber allem, was keinen Weizen einführt – und die Nachteile der Stadt: Hohe kulturelle Ansprüche, Forderung nach Qualitätsmanagement, Effizienz – und dies alles soll so gratis wie möglich sein.

3. «Titanic»

Das Riesenschiff Baselland, ein künstliches Produkt aus geographischer Grösse und dreist behaupteter Ländlichkeit, hat einen Eisberg gerammt: die Stadt Basel. Vielleicht war es auch umgekehrt, vielleicht ist Basel die «Titanic» und Baselland der Eisberg. Jedenfalls überfluten nun Menschen und Kultur die Decks. Sie atmen und schlafen auf dem Land und leben in

Basel. Ein paar Jahre, vielleicht ein paar Jahrzehnte lang werden Oberbaselbieter Gemeinden ihre ländliche Pose noch behaupten können.

Das Misstrauen gegenüber urbaner Kultur gehört zum Konzept dieser Behauptung. Es ist die Bordkapelle, die fröhliche Unterhaltungsmusik spielt. Aber das Konzept wird brüchig. Jede Art von Kultur, die in Basel angeboten wird, wird von Landschaftlerinnen und Landschaftlern angenommen; das beginnt bei der Oper und endet im einschlägigen Kleinbasler Etablissement, vor dem man oft genug einen *Opel-Kombi* mit Hundenzichen, «Baby an Bord»-Aufkleber und mit BL-Nummer parkieren sehen kann. Ich würde da aber keinen «Folder» von *Neue Musik Rümelingen* unter den Scheibenwischer stecken, bloss weil der Kunde von irgendwo dort her kommt. Landschaftler sind weder kulturell noch sozial von der Landschaft definiert. Sie wohnen einfach ausserhalb von Basel.

Die Abteilung «Kulturelles» an der Rheinstrasse in Liestal sieht all diese Dinge sehr wohl. Dass seinerzeit die *Arlesheimer Fabrik*, deren Erwerb durch den Kanton vom Stimmvolk abgelehnt wurde, eine hilfreiche Schnittstelle zwischen «Titanic» und Eisberg hätte sein können, ist wohl nicht einfach nicht verstanden worden – dieser Erwerb hätte bedeutet, dass urbane Kulturvorstellungen allmählich dort Fuss fassen, wo sie sich ohnehin längst aufhalten: Im Kanton Basel-Landschaft. Freilich hätte die Fabrik diese Tatsache anders thematisiert – nicht mit Kabelanschluss und mit walzmaschinengefertigten

schmiedeeisernen Lampen neben der Haustür, sondern mit dem, was viele neue Landschäftlerinnen und Landschäftler gerade eben nicht mitnehmen möchten aus der Stadt, aus der sie kommen: Die Kulturfabrik hätte die Landidylle durch ihr blosses Dasein in Frage gestellt. Und da sahen eben viele so genannte Landschäftler nur noch sieben rote Punkte!

4. Wie weiter?

Der Kanton Basel-Landschaft wird sich daran gewöhnen müssen, dass er nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in kultureller Hinsicht mit dem Kanton Basel-Stadt verbunden ist. Die Lächerlichkeit der Kantonsgrenze offenbart sich im Birsfelder ROXY – hier tanzen die Hip-Hop-Freaks und spielt das *Blasorchester Baselland* und alle haben in den Städten gelernt und kein Mensch hält heute Birsfelden noch für eine Landgemeinde. Es ist eben ein bisschen wie 1989 in Deutschland: Die Grenze in den Köpfen ist längst gefallen; der Fall der geographisch existierenden Grenze ist überfällig – einzig Dünkel hält noch Grenzen aufrecht. Kunst, Musik braucht urbane Strukturen, deshalb findet sie vor allem in solchen statt. Stadt und Land – und das ist ja nicht nur in unseren beiden Halbkantonen so – verhalten sich zueinander wie Haus und Garten: Das eine ohne das

andere ist undenkbar. Ich weiss nicht, ob es überhaupt noch irgendwo auf der Welt intakte Formen ländlicher Kultur gibt, deren Kennzeichen mündliche Überlieferung und regionale Begrenztheit in Mitteln und Ausdruck sind. In unserer Region entsprechen sie nicht den wirklichen Gegebenheiten, sondern – wenn es sie denn noch gibt – einer krampfhaft aufrecht erhaltenen Wahnvorstellung. Das ist ja in der ganzen Schweiz so: Ländlermusiker aus Steinen SZ tragen *Casio*-Armbanduhren, Jodlerinnen aus Adelboden schreiben einander bei der Konzertvorbereitung Post-it-Zettelchen, die sie in den auf dem Printer ausgedruckten Ablaufplan kleben: «Handy ausschalten!» Ich persönlich mag es allerdings, wenn während einer «Stubete» auf dem Land ein Handy losfiepst. Es zeigt, dass wir in einer urbanen Moderne leben – ein Umstand, den man nur ignorieren kann, wenn man vorher daran denkt, ihn aktiv auszublen- den. Auch wenn man mit diesem Ausblenden – bewusst oder unbewusst – einen Prozess vorübergehend ausschliesst, dem man sich längst ausgeliefert hat.

Bildnachweis

Basellandschaftliche Zeitung, Liestal.